

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Neb., Freitag, den 19. März 1915

Wie es in Russland in jehiger Zeit aussieht.

Die Namen meiner russischen Gewährsmänner mögen Redaktionsgeheimnis bleiben. Seitdem ich auf bulgarischem Boden weile, ist es mir gelungen, mit meine russischen Quellen allmählich wieder zu erschließen, die mich Jahrzehnte hindurch in Petersburg journalistisch gespeist haben und nur während der jüngsten Kriegsmomente verstummt waren. Und wieder der Matkowskischen Gendarmerie, noch der Eschomskinoischen Militärzensur gelangt es, diese jetzt wieder flotschigenden Nachrichtenbänder zu unterbinden.

In den Zarenländern sieht es gegenwärtig keineswegs so aus, wie es uns die russischen Amtstelegramme und Dreiverbands-Druckerschwärze glauben machen möchten. Künftig vertraute Nachrichten und Stimmungsbilder sind es, die mir hier jetzt aus Russland zugehen. Wenn meine russischen Gewährsmänner mit erzählen, wie Intrige, Genußsucht und Volkswut sich in den gegenwärtigen Zeitläuften so einer echt russischen Sinfonie vereinen, so erinnere ich mich, dieses wenig liebliche Tonstück schon 1905 in Russland gehört zu haben. Wie sagte doch der Graf Kozlow vor Jahresfrist in einer seiner Dumareben: „So war es und so wird es bleiben in Russland.“

Man hat kürzlich viel vom General Rennenkampf gesprochen, den der kommandierende Großfürst vor ein Kriegsgericht zu stellen gedente. Man hat auf die Minute genau ausgerechnet, um wieviel Stunden zu spät dieser General mit seinen Truppen das Schlachtfeld betreten und dadurch angeblich den Russen nicht rechtzeitig habe schließen lassen. Mag sein, und wir wollen uns mit strategisch-taktischen Fragen hier gar nicht weiter abgeben. Aber die wichtigsten wissen vielleicht, daß die jetzige Ausschaltung des Generals Rennenkampf eigentlich nur den Schlußakt eines Intrigenstückes ausmachte, das schon seit Beginn des Krieges spielt. Ueber den düsteren Großfürsten wird die Weltgeschichte später viel Interessantes und wenig Erbauliches zu erzählen haben. Der Romanomachos-Gut läßt ihn seit Jahren nicht schlafen. In einem Reiche, wo die Herrscher nur selten eines natürlichen Todes sterben, gibt es Raum genug für einen Kronenjäger, der das Herrschen über das Saitliche stellt — und Nikolai Nikolajewitsch glaubt genügend Uebermenschlichkeit in sich zu fühlen, um früher oder später Nikolai Alexandrowitsch die Krone zu entreißen. Der zweiten Katharina genügt ein einziges Garederegiment, um den blühigen Thron zu besteigen; der erste Alexander benutzte dazu gar nur einige wenige Hölzlinge und Offiziere. In unserem Zeitalter der Konzentrationen und Massenangebote müssen Armeen herangetragen werden, wenn man den Krönungszug nach dem Moskauer Irenski-Dom antreten will — siegreiche Armeen, die den Lorbeer ihres Führers mit dem goldenen Kränze nicht mehr getrennt. Bei der Bildung der neuesten Reserveformationen in den Militärbezirken von Wilna, Kiew und Odesa ist man von behördlicher Seite auf neugebildete Organisationen des berüchtigten Wajennykows gestossen, der vor neun Jahren in den Militäraufständen von Sebastopol, Kronstadt und Sweaborg geführt hatte. In den Festungen von Nowo und Grodno hat man eine sehr große Anzahl von heliographierten Aufzügen des revolutionären Verbandes beschlagnahmt, die mit dem Namen schließen: „Entledigt Euch Eurer Offiziere, die Euch Blut für Ränke der Zarenfamilie vergießen lassen wollen!“ Bei den kürzlich verhafteten neun Dumanitzliedern der sozialdemokratischen Partei hat man unter anderem den Entwurf eines Aufrufs an das russische Volk gefunden, worin es heißt: „Genug des umsonst vergossenen Blutestropfes! Jeder russische Sieg würde eine neue Kette für das geknechtete Russland bedeuten.“

Noch ein anderes Symptom läßt mich vermuten, daß die russische Regierung eine aufsteigende innere Gefahr wittert und das altrussische Bewußt zu öffnen gedankt: die zunehmende, anscheinend planmäßig vor sich gehende Juden-, Ostsee- und Finnendeckung. Die erste Zeit des jetzigen Krieges hindurch schien dort eine Art Burgfrieden zu herrschen. Matkoff selbst, dieser kleinliche Dilettant, den Russland unter seinen blutleeren Ministern je gesehen, hatte im August seine Provinzgouverneur durch ein Rundschreiben aufgefordert, „in der Anwendung der gel-

tenden Gesetze gegen Juden und andersgläubige Christen Mäßigung walten zu lassen“; eine ähnliche Direktive wurde mündlich an den finnlandschen Generalgouverneur General Seyn bei dessen Septemberbesuch in Petersburg vom Innenminister erteilt. Aber schon Anfang Oktober erfolgte eine Wendung. Ostschitow, A. Stolpin, Glinka und wie die anderen sonst noch heißen mögen, die vom Petersburger Amtstrog sehr reichlich gefüttert werden und sich den Inhalt ihrer Zeitungsaufsätze aus dem dortigen Polizeidepartement jeder Tag holen, versielen nicht nur in ihren alten Ton gegen Juden, Ostsee- und Finnen, sondern versuchten darin sich gleichsam selber zu übertreffen. Seit einem Vierteljahrhundert zwingt mich mein Beruf, den Duft russischer Konserwabier Zeitungsjahre ein paar Stunden täglich einzunehmen, aber was die mir jetzt zugehenden russischen Tagesblätter vom Kaliber der Nowoje Wremja an Haß, Denunziation und Blutiger gegen neprowollawonje Unterthanen des Zaren allumherlich zuzog fördern, grenzt schlechterdings an einen Psychose. Der berüchtigte Kennitow ist nach den russisch-baltischen Provinzen entsandt worden, wo wohl auch er jetzt jeden Tag ein — wohl sehr gut rentierendes Engrosgeschäft in Denunziationen betreibt, die die Nowoje Wremja sorgsam registriert. A. Stolpin, der unanständigen Benutzer des selbständigen „Ministers, den Russland je gehabt, führt auf denselben Hehgebieten eine Sprache, die selbst den Besucher einer Petersburger christlichen Leebude eröten machen würde. Der brave Glinka verlangt kurz und bündig die Verbannung aller Ostseeprovinzler mit deutschen Namen nach den finnischen Bergwerken, während der nicht minder brave Putschkewitsch neulich anempfohlen hat, alle Deutschen, Finnen und Juden in Russland ohne Unterschied in Alter und Stellung zum Bau von strategischen Bahnen und Straßen hinauszujagen. Und diese gedruckten Worte scheinen sich nach und nach zu heftigen Taten zu verdichten: die mir heutzugewandenen Berichte meiner Gewährsmänner verzeichnen während der jüngsten drei Wochen nicht weniger als 27 Judenpogrome in Rußisch-Polen, den westrussischen Provinzen und dem Kiewer Generalgouvernement; daß solche binnen kurzem in Witebsk, Kiew, Odesa, Winniza, Kischinew und anderen Orten bevorstehen, sollen die betreffenden Gouverneure bereits amtlich nach Petersburg mitgeteilt haben — ob um den Minister von ihrer Arbeitslosigkeit zu überzeugen, lasse ich dahingestellt sein. Der Präsident des finnlandschen Abgeordnetenhauses ist auf „administrativen Weg“ für die Dauer des Krieges nach Sibirien verbannt worden; das gleiche Schicksal scheint nicht minder als 42 baltischen Ritterschicksal ruffischer Staatsangehörigkeit bevorzustehen, über deren Richtwohl und Weh gegenwärtig in den Petrograder Amtsstuben verhandelt wird.

Der akademischen Jugend, dieser Phalanx russischer Volkswandlungen, glaubt man diesmal sicher zu sein, seitdem das vor Wochenfrist zur Ausführung gelangte neue Gesetz sämtlicher Studenten ohne weiteres den Kriegsschulen überweisen hat — weniger um dem zur äußersten Gefahr gewordenen Offiziersmangel abzuhelfen, als um die jungen Brausköpfe damit in die Zwangsjade zu stecken. (Wie rigoros man übrigens nach dieser Richtung hin verfährt, beweist die mir zugegangene Meldung, daß aus dem Petersburger Polytechnikum allein 2.653 Studierende der Offizierspreise überliefert worden sind.) Auch die Arbeiterschaft hat der Regierung noch keine ordentliche Angst eingeschloß; sie verblutet jetzt, als Opfer nihilistischer Zarenschwäche und nihilistischer Gelüste auf den Thron, auf den großen Schlachtfeldern von Polen und Galizien. Der Bauer, sagt man dort ferner, hat seine Jugend nach dem Kriegsschauplatz geschickt, der Städte seine Söhne und jungen Brüder. Wer soll da die Aufzuchtjahre schwingen, fragt selbstgefällig der betretene Ichonowitsch.

Wer? Der Schützengraben, antwortete ich darauf. Jene russischen Armeemassen, aus deren Mitte erst vor zwei Wochen im Bereich eines einzigen Korps 17 Offiziere und Gemeine in aller Stille „revolutionärer Umtriebe wegen“ dem Henter überliefert worden sind. Ich bin im Besitze einer Reihe von Nachrichten, von beglaubigten Nachrichten, die mich diese — an sich für ein westeuropäisches Ohr ungläublich klingende — Behauptung aufstellen lassen. Und ich werde mich demnächst bemühen, diese Behauptung reiflich zu begründen.

Stimmungsbild aus einem Kriegs-lazarett.

Das folgende lebensfrische Schreiben ist Herrn Dr. Bernhard Dornburg, dem früheren deutschen Konsulsekretär, von seiner Tochter, die als freiwillige Helferin in einem Kriegs-lazarett sich betätigt, zugegangen:

Grünevald, 16. Januar 1915.

Geliebter Vater: Heute bin ich schon um drei Uhr aus dem Lazarett gekommen, und benutze den freien Nachmittag, wieder an Dich zu schreiben.

Von unserer Tätigkeit als aktive Helferrinnen, glaube ich, weißt Du noch gar nichts. Seit dem Ersten tauchst Du jeden Morgen um sieben Uhr zwei Helferrinnen in vollendeter Tracht im Lauffschritt nach dem Hainseebahnhof gehen sehen. Es ist stets noch dunkel, wenn wir ausrücken, und oft bitter nachts, wir nehmen stets unseren bestimmten Zug und sind Punkt acht Uhr dreißig auf dem Bahnhof Friedrichstraße, dann haben wir noch zehn Minuten zu laufen. Es ist ganz hell geworden, und alle Menschen stürmen an uns vorbei zu ihren Geschäften. Schon von weitem leuchtet uns die große Rote Kreuz-Fahne entgegen. Es ist ein ziemlich großes, mittelalterliches Haus, mit einem großen Turm, wo ein Kriesschild hängt: „Reserve-Lazarett Seel und Bolz.“ Wenn wir klingeln, schlägt es meist Dreiviertel. Ein Soldat öffnet, in seinem sauberen blau und weiß gestreiften Lazarettanzug. Meist hat er in der Hand einen Besen oder eine Schippe. Nach allgemeinem Händeschütteln, denn so wie sie die Klingel hören, kommen die Frühaufrichter sämtlich aus ihren Zimmern, begeben wir uns eine Etage höher, um abzugeben. Dann geht jeder zu seiner Stube. Leider liegen sie meist noch im Bett, — dann versuche ich ein sehr böses Gesicht zu machen — es gelingt mir aber nie, — denn alle fünf bärtigen Gesichter verschwinden versämt bis über die Ohren unter der Bettdecke. Nach einer kurzen, lautlosen Weile kommen zehn Beine zum Vorschein, — und befriedigt von meinem Resultat, rufe ich nur noch „Guten Morgen allerseits, in fünf Minuten komme ich wieder.“ Dann verschwinde ich, um in den anderen Zimmern Visite zu machen.

Aber ich muß Dich noch mit meinen fünf speziellen Landwehrmännern bekannt machen. Sie haben ohne Ausnahme im Osten gekämpft und jeder eine nicht zu knappe Wunde davongetragen. Schwere Arm- und Weinschüsse, die wir Gott sei Dank so weit haben, daß die Wunden nicht mehr eiten und sich wildes Fleisch zu bilden anfängt, — das Verbinden ist aber manchmal noch schmerzhafter wie eine Operation. Im Durchschnitt sind sie alle fünf und vierzig, aber lieb und dankbar wie die kleinen Kinder. Draußen auf dem Fluß begegnet mir die kleine Nachschicht in ihrer großen weißen Kleiderhülle und Haube, sie hat eine ganz helle hohe Stimme, und redet wie ein kleiner Wasserfall. Sie hat ihre eigene Art, mit den Soldaten umzugehen, die ich sehr komisch und niedlich finde. Wenn sie mit den Leuten spricht, nimmt sie den erzählenden, vorzaubernden Ton einer lebenswürdigen Kinderzärtlerin an, die um sich eine Zahl Jungens von drei bis fünf Jahren hat und ihnen etwas erzählt, worauf sie sich recht besonders freuen wollen. Vor Weihnachten vom lieben Weihnachtsmann, aber all die schönen Sachen bringt — vor Ostern vom Osterhasen mit den vielen bunten Eiern, — zum Schluß wendet sie sich immer an ihren besondern Liebling, einen kleinen dunkeln Menschen, mit stillen deutschen Augen, einem fräuben tartarischen Schurzhaar und einem tadellos pomadisierten Scheitel: Und nun Heintchen, mein Heintchen, freuen Sie sich mal tüchtig. Bei diesen einschmeichelnden Reden ist es immer mein größtes Vergnügen, die bärtigen, pfliffigen Gesichter zu beobachten, die halb mitleidig, halb amüsiert, mich ansehen und doch beifällig dazu grinsen. Dann verschwindet sie mit ihrem großen Sammelkorb, denn dies alles geschieht beim Austreten in den nächsten Zimmer. Sie hat für jeden ein freundliches Wort und überall ist sie beliebt.

Wenn ich also meine Visite beendet habe und nach ausgemachten fünf Minuten in mein Zimmer komme, sind sie alle für und fertig und fünf große braune Männerhände strecken sich mir entgegen, sie wollen das lange Faulenzen wieder gut machen. Jetzt kommt vom Schrant herunter eine große blaue Schürze, die über die weiße gebunden wird, und das Reinemachen geht los. Das erste: das Fenster

Belgische Klage.

Einer der bedeutendsten Finanzmänner Belgiens, Emil Franconi, schleudert in den „Times“ den Engländern die Empfindung großer belgischer Kreise ins Gesicht: „Sieben Viertel der belgischen Bevölkerung befinden sich noch im Mutterlande. Umgeben von den kämpfenden Heeren, abgeschnitten von allen Verbindungswegen, unterstehen die Belgier den Bestimmungen des deutschen Generalgouverneurs. Nach den Gesetzen der Haager Konvention braucht eine feindliche Okkupationsarmee nicht für die Ernährung der Bevölkerung in den besetzten Gebieten zu sorgen. Hilfe konnten wir allein von unseren Freunden erwarten, da wir nicht imstande sind, selbst zu ernähren. Und was geschah? Ihr Engländer behauptet, uns nicht helfen zu können, denn uns helfen hieße den Feind unterstützen; ihr behauptet, den Hafen von Antwerpen blockieren zu müssen, da sonst der Feind seinen Vorteil daraus zöge; ihr behauptet, uns nicht einmal Geld senden zu können, das es in die Hände des Feindes fallen würde. So haben Deutsche, Franzosen und Engländer ein eiserne Band um uns geschnitten. Kein Belgier kann ohne Erlaubnis der Kriegführenden das Land verlassen, feiner es betreten und so waren sieben Millionen Menschen der größten Not ausgesetzt. Dies war unsere Lage durch euer Wert! Da wurde unter dem Vorwand des amerikanischen und spanischen Vorkriegs eine Hilfsaktion in Szene gesetzt, die unser Volk vor dem Hungertode bewahrte; unter amerikanischer Flagge gingen uns Lebensmittel zu. Ihr Engländer habt gerührt, im Namen der Menschlichkeit diesen Import nicht zu verhindern. Aber was tat Deutschland? Daß auch nicht ein Körnchen dieser Gabe von seinen Truppen beschlagnahmt werden würde, und es hat in der allerpeinlichsten Weise sein Versprechen gehalten. So ist dann den Bemühungen des Hilfskomitees und unserer Freunde das belgische Volk für einige Zeit vor dem Schlimmsten bewahrt worden. Aber wenn ihr auch weiterhin auf eurem Standpunkt beharrt, dann sind wir dem Hungertode preisgegeben.“

Belgische Klage. (Fortsetzung) ... nicht ganz müßig sind, — und es wird Dir leichter, unser Leben zu verfolgen. Ich umarme Dich in Liebe. Steits Deine Friederike.

Verachtliches Tanzvergnügen.

Städtische Bälle bei verschiedenen festlichen Anlässen sind ja schon in einer Reihe amerikanischer Städte veranfaßt worden; viel seltener sind ständige Tanzhallen unter unmittelbarer Kontrolle der Stadterwaltung, und in vielen Fällen scheiterte ein derartiger Plan an den Kosten für die Halle. Vielleicht die beste Lösung dieser Frage hat Redlands, in Südkalifornien, gefunden, freilich unter halbvollem Mithilfe des Wettergottes. Die Stadt hat den ganzen Sommer 1914 Tanzvergnügen, eines jeden Monat, mit großem Erfolg gegeben. Der Ballsaal bestand aber einfach aus einem Gebierr asphaltierter Straßen, welches zu diesem Behuf mit Laten abgeperrt wurde, worauf man den Boden leicht mit Mais-Mehl bestreute. Musik wurde von der städtischen Kapelle geliefert; und die geringen Unkosten für das Mais-Mehl und die Zuschauerbänke wurden durch Subskription aufgebracht, und zwar ausschließlich bei den Geschäftleuten. Dem letzten Tanzvergnügen der Saison wohnten reichlich 4000 Personen bei. Eine halbe Stunde, ehe die Straße für das Publikum geöffnet wurde, boten berufliche Tänzer und Tänzerinnen Veranschaulichungen der neuesten Tänze. Alles wurde vorzüglich geleistet und deckte so ordnungsgemäß, wie nur irgend ein derartiges Vergnügen in einem privaten Heim. Die zahlreich ausgebotene Polizei fand in dem offenen „Ballsaal“ weiter nichts zu tun, als sich gleichfalls nach Herzenslust mitzuvergnügen. — A a l b a u. Gast: Ober, geben Sie mir eine Portion Kal! Kellner: Vielleicht Kal blau? Gast: Ist mir egal, ich bin farckenblind. — M i f f e r s t a n d n i s. Sommerfrischer (der sich gern wiegen lassen möchte): Na, erlauben Sie mal, auf der Wiege werden Sie mich doch nicht wiegen wollen? Das geht doch unmöglich! „D, 's geht schon; auf der Waage wiegen wir ja die größten Ochsen!“

weit auf und frische Luft rein lassen. Dann machen zwei ihre Betten und betätigen sich, während ich einem wachen helfe, Stiefel zumachen u. s. w. Dann kommt ein Eimer mit Seifenlauge, das Zeichen, daß alle verschwinden sollen, denn reinemachen muß ich in aller Ruhe, und nicht wenn es geht: „Schwester dies, Schwester das.“ Sie verschwinden nur sehr ungerne und langsam, dann sie weisen, daß ich auf eine gute Stunde nicht zu sprechen bin. Sie haben immer ein anderer Kopf durch die Tür und als abweisendes Zeichen bede ich nur meinen Scheuerlappen. Ich beile mich immer sehr, um noch ein Stündchen für sie übrig zu behalten, denn von elf Uhr ab wird operiert. Da müssen vorher schon Verbände gewechselt werden. Instrumente ausgelocht und sterilisiert sein. Aber auch ein sehr wichtiger Moment ist das Frühstücken, denn manchmal vierzehn Stunden Blut sehen auf leerem Magen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, auch das stete Einatmen der von Aether geschwängerten Luft macht schlapp und müde. Den Rest der auf einem Vormittag haben wir mit fünf Operationen geschlagen, schwere Brüche, Entfernungen von Augen u. s. w. Danach ist man aber auch, als ob man selber in Reserve gelegen hätte. Denn es ist nicht nur das Stehen und Zugucken, sondern man muß angestrengt aufpassen, um im richtigen Augenblick Instrumente rasch reichen zu können. Wir haben lebenswürdige Ärzte, die gerne erklären und belehren. Sie sind menschlich mit den Patienten und behandeln sie mit Achtung und Freundlichkeit. Ich muß sagen, ich habe mich riesig schnell gewöhnt, Trauungs- und Zerfleisches zu sehen, aber mein Herz hat doch mächtig gepupert, wie ich die erste Kriesshand vom Verband frei machen sollte. Am liebsten wäre ich gleich davon gestürzt, aber Scham vor mir und den prüfenden Gesichtern lieh mich nicht los, — es war aber auch zu fürchterlich, und kein Mensch, der es noch nicht gesehen hat, macht sich eine Vorstellung davon. Seitdem kann ich alles sehen, — wenn ich auch oft innerlich furchtbar darunter leide. Man sieht schließlich nicht mehr den Menschen, dem man weh tun muß, sondern man lernt mit dem ärztlichen Auge sehen, was einem selber und besonders dem Patienten sehr zu gute kommt.

Nach dem Verbandwechsel sind sie alle kreuzfidel, denn es ist Aussicht auf ein wirklich gutes und reichliches Mittagessen. Herrgott, was geht in so'n Soldatenmagen, besonders ungeheure Mengen Kartoffeln. Wenn wir unsere Operationsmäntel ausziehen, ist es meistens vier Uhr nachmittags, dann gehen wir noch runter, um die Verbrennungen, die von der Visite des Doktors her geblieben sind, zu vollenden. Unten auf der Treppe sitzen sie dann meist alle und richten gespannt ihre Augen auf uns, es wäre doch zu interessant, wenn eine mal bleich mit grünen Rändern um die Augen und etwas wankenden Schritten die Treppe herunterkäme. Etwas enttäuscht fragt ein und der andere: „Na, Schwesterchen, gehst ihnen noch gut?“ Die Antwort lautet für sie unbefriedigend. Dann gehts ans Ab-schneiden und es werden dann noch unglückliche Karten an die herzklopfendste Marie, Marta, Klara u. s. w. in die Hand gedrückt. Einmal so gar war ich mit einundzwanzig Mann im Zirkus Sarajani, das Entzünden tanzst Du Dich wohl ausmalen. Neben mir saß Burcius, unser Akrobat, der mit sachmännischen Ausdrücken jeden halbschreienden Schreie und Sprung an Trapez erläuterte. „Sehen Sie, Schwester, die Arbeit da oben ist.“ Er wußte, wieviel jeder Tritot kostete, und wurde mit jedem Kunststück unruhiger. Wir puppert gar das Herz, er wurde ordentlich melancholisch. Am nächsten Morgen habe ich sie alle ausgefragt, die Einbrüche waren sehr verschieden, und die Urteile originell. Heute sollte ich durchaus mit ihnen in den Kino, aber das regnerische Wetter hat mich davor bewahrt. Ich mache ihnen ja herzlich gern eine Freude, ebenso aber hoffe ich es, mich unnötig in Verkleidung auf der Straße zu zeigen. Wir haben Helferrinnen, die das herzlich gern für mich tun, nur wollen es dann die Soldaten nicht. Wenn wir um sechs Uhr nach Hause fahren, nicht ich meistens in der Bahn schon ein. Das etwas sehr verspätete Mittagbrot schmeckt nur manchmal, am schönsten das weiße Brot. Es ist sehr anstrengend, aber auch kolossal befriedigend, und ein freier Sonntag ist eine herrliche Aussicht. Nun weißt Du doch, womit wir die Zeit hindringen, und daß wir

Belgische Klage.

Einer der bedeutendsten Finanzmänner Belgiens, Emil Franconi, schleudert in den „Times“ den Engländern die Empfindung großer belgischer Kreise ins Gesicht: „Sieben Viertel der belgischen Bevölkerung befinden sich noch im Mutterlande. Umgeben von den kämpfenden Heeren, abgeschnitten von allen Verbindungswegen, unterstehen die Belgier den Bestimmungen des deutschen Generalgouverneurs. Nach den Gesetzen der Haager Konvention braucht eine feindliche Okkupationsarmee nicht für die Ernährung der Bevölkerung in den besetzten Gebieten zu sorgen. Hilfe konnten wir allein von unseren Freunden erwarten, da wir nicht imstande sind, selbst zu ernähren. Und was geschah? Ihr Engländer behauptet, uns nicht helfen zu können, denn uns helfen hieße den Feind unterstützen; ihr behauptet, den Hafen von Antwerpen blockieren zu müssen, da sonst der Feind seinen Vorteil daraus zöge; ihr behauptet, uns nicht einmal Geld senden zu können, das es in die Hände des Feindes fallen würde. So haben Deutsche, Franzosen und Engländer ein eiserne Band um uns geschnitten. Kein Belgier kann ohne Erlaubnis der Kriegführenden das Land verlassen, feiner es betreten und so waren sieben Millionen Menschen der größten Not ausgesetzt. Dies war unsere Lage durch euer Wert! Da wurde unter dem Vorwand des amerikanischen und spanischen Vorkriegs eine Hilfsaktion in Szene gesetzt, die unser Volk vor dem Hungertode bewahrte; unter amerikanischer Flagge gingen uns Lebensmittel zu. Ihr Engländer habt gerührt, im Namen der Menschlichkeit diesen Import nicht zu verhindern. Aber was tat Deutschland? Daß auch nicht ein Körnchen dieser Gabe von seinen Truppen beschlagnahmt werden würde, und es hat in der allerpeinlichsten Weise sein Versprechen gehalten. So ist dann den Bemühungen des Hilfskomitees und unserer Freunde das belgische Volk für einige Zeit vor dem Schlimmsten bewahrt worden. Aber wenn ihr auch weiterhin auf eurem Standpunkt beharrt, dann sind wir dem Hungertode preisgegeben.“

Verachtliches Tanzvergnügen.

Städtische Bälle bei verschiedenen festlichen Anlässen sind ja schon in einer Reihe amerikanischer Städte veranfaßt worden; viel seltener sind ständige Tanzhallen unter unmittelbarer Kontrolle der Stadterwaltung, und in vielen Fällen scheiterte ein derartiger Plan an den Kosten für die Halle. Vielleicht die beste Lösung dieser Frage hat Redlands, in Südkalifornien, gefunden, freilich unter halbvollem Mithilfe des Wettergottes. Die Stadt hat den ganzen Sommer 1914 Tanzvergnügen, eines jeden Monat, mit großem Erfolg gegeben. Der Ballsaal bestand aber einfach aus einem Gebierr asphaltierter Straßen, welches zu diesem Behuf mit Laten abgeperrt wurde, worauf man den Boden leicht mit Mais-Mehl bestreute. Musik wurde von der städtischen Kapelle geliefert; und die geringen Unkosten für das Mais-Mehl und die Zuschauerbänke wurden durch Subskription aufgebracht, und zwar ausschließlich bei den Geschäftleuten. Dem letzten Tanzvergnügen der Saison wohnten reichlich 4000 Personen bei. Eine halbe Stunde, ehe die Straße für das Publikum geöffnet wurde, boten berufliche Tänzer und Tänzerinnen Veranschaulichungen der neuesten Tänze. Alles wurde vorzüglich geleistet und deckte so ordnungsgemäß, wie nur irgend ein derartiges Vergnügen in einem privaten Heim. Die zahlreich ausgebotene Polizei fand in dem offenen „Ballsaal“ weiter nichts zu tun, als sich gleichfalls nach Herzenslust mitzuvergnügen. — A a l b a u. Gast: Ober, geben Sie mir eine Portion Kal! Kellner: Vielleicht Kal blau? Gast: Ist mir egal, ich bin farckenblind. — M i f f e r s t a n d n i s. Sommerfrischer (der sich gern wiegen lassen möchte): Na, erlauben Sie mal, auf der Wiege werden Sie mich doch nicht wiegen wollen? Das geht doch unmöglich! „D, 's geht schon; auf der Waage wiegen wir ja die größten Ochsen!“